

blende die Vorgeschichte von Schleiermachers Entwurf aus (213 mit Anm. 16), so zeigt er damit lediglich, daß ihm der gerade in diesen beiden Hinsichten einschlägige Aufsatz H.-J. Birkners („Schleiermachers ‚Kurze Darstellung‘ als theologisches Reformprogramm“ (1986), jetzt in Ders., Schleiermacher-Studien, hg. von H. Fischer, Berlin/New York 1996, 285–305) leider unbekannt geblieben ist.

Trotz der von mir angedeuteten konzeptionellen und inhaltlichen Schwächen ist der Arbeit dankbar zu bescheinigen, daß sie eine Reihe von wenig bekannten Personen, Programmen und Konstellationen in der Theologiegeschichte zwischen der Reformation und dem 19. Jh. auf neue Weise beleuchtet. – Ein wirklich wegweisendes Ergebnis liegt in dem wiederholten Hinweis darauf, wie intensiv und fruchtbar auch auf dem hier untersuchten Gebiet der kontinuierliche wissenschaftliche Austausch über die Konfessionsgrenzen hinweg war; auf zwei besonders signifikante Einzelfälle sei ich jeweils hingewiesen: Lorenzo de Villavicencios besorgte eine „katholisierte Neuauflage“ von Hyperius' Werk „De recte formando Theologiae studio“ (45ff.), und der Ulmer Prediger Johannes Frick, sonst eher als kerniger, unerschrockener Wahrer evangelischer Identität bekannt, besorgte für den deutschen Buchmarkt eine lat. Übersetzung von Du Pins „Méthode pour étudier la théologie“ (163f.). So ist dieses Buch zu begrüßen als ein ebenso gewichtiges wie unverdächtiges Zeugnis wider die von interessierten Kreisen in die Welt gesetzte und fleißig repetierte Tendenzlegende, vor der Entstehung des gegenwärtigen Konsens- und Papierökumenismus hätten die großen kirchlichen Formationen der abendländischen Christenheit einander ausschließlich feindselig-destruktiv gegenübergestanden.

Wuppertal

Martin Ohst

*Mustakallio, Hannu: Palvelun Poluilla Pohjois-Suomessa – Oulun Diakonissakoti 1896–1916 (= Oulun Diakonissalaitoksen tieteellisiä julkaisuja 2), Oulu (Oulun Diakonissalaitoksen Säätiö), 2001, 672 S., geb., ISBN 952-91-3361-8.*

Hannu Mustakallios Studie *Palvelun Poluilla (Im Dienste der Diakonie)* widmet sich der Geschichte des Ouluer Diakonissenhauses in den Jahren 1896–1916. Die vor zwei Jahren erschienene Arbeit besitzt nicht nur lokal- und nationalgeschichtliche Bedeutung, sondern auch eine europäische Dimension: Dadurch, daß Musta-

kallio in extenso auf die mitteleuropäischen Vorbilder des nördlichsten Diakonissenhauses der Welt eingeht und detailgetreu die Kontakte finnischer Frauen und Männer mit mitteleuropäischen und skandinavischen Diakonissenanstalten rekonstruiert, verläßt er die lokalgeschichtliche Engführung zugunsten einer weiten historischen Sicht. Die Darstellung der Geschichte der finnischen Diakonie und die eingehende Abhandlung theologischer Positionierungen gibt Mustakallios Studie zudem den Charakter eines hervorragenden Überblickswerkes über die finnische Kirchengeschichte während der Zarenzeit. – Für den mitteleuropäischen Rezipienten sind die detailreichen Darstellungen etwa der wirtschaftlichen Lage des Ouluer Hauses oder seiner medizinischen Bedeutung sicher weniger interessant als für die nord-europäischen Kollegen. Er wird sich eher dafür interessieren, daß sich an der Geschichte des Ouluer Hauses paradigmatisch die theologischen Gegensätze des Finnlands im 19. und zum Beginn des 20. Jh.s studieren lassen. – M.E. illustriert die Geschichte des Ouluer Diakonissenheims besonders die Auseinandersetzungen zwischen hoch- und niederkirchlichen Positionierungen sowie einen für Skandinavien typischen Nord-Süd-Konflikt.

Im Unterschied zu der – nach Kaiserswerther Vorbild – in Anstalten organisierten Diakonie, wie sie vielerorts in Skandinavien, u.a. in Helsinki und Wiborg entstanden war, sollte das Ouluer Diakonissenheim „freie“ Diakonissen, also regulär bezahlte Gemeindegewertern ausbilden. Die Observanz über die Schwestern sollte den Einzelgemeinden und Bistümern übertragen sein. Dass die Idee einer freien Diakonissentätigkeit gerade in Nordfinnland aufgegriffen wurde, läßt sich m.E. mit einer strukturellen Analogie dieser freien Diakonissentätigkeit zu dem im Norden verbreiteten Laienpredigertum erklären. Gemeindegemeinde-diakonie wurde also als Mittel verstanden, die in Nordfinnland von der Kirche weg wirkenden charismatischen Kräfte zu kompensieren, indem die „freie“ Diakonissentätigkeit der Supervision der Pfarrer und Domkapitel unterstellt sein sollte. Dass dies jedoch nur teilweise verwirklicht wurde und schließlich das Ouluer Haus sich zu Beginn des 20. Jh.s näher einem Kaiserswerther Modell anpasste, läßt sich wiederum mit den Interferenzen zum nordskandinavischem Erweckungschristentum erklären: Gegenüber der Amtskirche wurde die „geistliche“ Funktion des Diakonissenberufes betont und der Mut-

terhausgedanke gestärkt, der als eine Modifikation eines von der Amtskirche unabhängigen Konventikels verstanden wurde.

Für den Leser des finnischen Textes öffnen sich derartige Verständnisebenen ohne Weiteres. In der deutschen Zusammenfassung sind solche Öffnungen theologischer Diskurse jedoch nicht immer nachvollziehbar. Gerade wegen der vielfältigen Kontakte des Ouluer Diakonissenhauses mit Mitteleuropa und Skandinavien wäre es daher wünschenswert, dass der Vf. in einem Artikel in einer der grossen Wissenschaftssprachen ausführlicher die Ergebnisse seiner Arbeit einem breiteren Publikum zugänglich machte. – Mustakallios aufwendig gestaltete und höchst professionell gemachte Studie erweitert den Blick auf die finnische Kirchengeschichte um viele bisher unbeachtete Fakten und illustriert eindrücklich die kirchliche Entwicklung Finnlands im 19. und zu Beginn des 20. Jhs. Die zahlreichen Abbildungen, Karten und Statistiken runden den hervorragenden Gesamteindruck der vorliegenden Arbeit nochmals positiv ab.

Stockholm

Otfried B. Czaika

*Lessing, Eckhard: Geschichte der deutschsprachigen evangelischen Theologie von Albrecht Ritschl bis zur Gegenwart, Band 1: 1870–1918, Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht) 2000, 493 S., geb., ISBN 3-525-56196-2.*

Die Methodik der Theologiegeschichte ist in der gegenwärtigen evangelischen Theologie ebenso umstritten wie die Bedeutung der Theologiegeschichte für die Dogmatik. Ist die Theologiegeschichte ein Teil der allgemeinen Wissenschafts-, Mentalitäts- und Institutionengeschichte, die die Theologie einzeichnet in die Bewegung der modernen Geschichte und Kultur – oder handelt es sich um eine interne Fachgeschichte, der vor allem an einer Tradition und Variation überkommener Lehrbildung liegt? Das ist die methodische Alternative. Sie verbindet sich, wie bereits aus der Formulierung dieses Gegensatzes ersichtlich wird, sogleich mit der dogmatischen Alternative: Hat es die Theologie mit einer Anpassung und Umformung der christlichen Religion an die Neuzeit zu tun, in deren Folge die dogmatischen Bestände unweigerlich einer funktionalen Revision unterzogen werden, oder ist statt dessen ein theologisch-dogmatischer Grundbestand an Problemen kontinuierlichstiftend, auf den alle Neubildungen

sich zurückführen lassen können und müssen? Zweifellos verfolgen beide Sichtweisen ein berechtigtes Anliegen. Die eine, sozialgeschichtlich orientierte, hat es mit der unstreitigen Einsicht zu tun, daß die geschichtliche Dynamik der modernen Kultur auch die Religion in ihren Bann zieht. Die andere, binnentheologisch ausgerichtete, rechnet mit der Notwendigkeit, auch derartige zeitinduzierte Veränderungen in der Modifikation des theologischen Stoffes ausweisen zu müssen. Nun kann es kaum eine Frage sein, daß die sozialgeschichtliche Sichtweise die umfassendere ist. Daß ihr eingelagert aber auch die Binnenperspektive einen Sinn hat, weil sie sorgfältig und bescheiden Lehrveränderungen registriert und Schulabhängigkeiten konstatiert, dürfte in gleicher Weise gelten.

Klar ist, daß der nun von Eckhard Lessing vorgelegte erste Band eines auf vier Bände berechneten Werkes entschieden für die theologieinterne Perspektive votiert. Er läßt die Betrachtung im Jahr 1870 beginnen und strukturiert die Zeit bis 1918 durch zwei theologisch positionelle Gegensatzpaare: einmal durch den Gegensatz von Albrecht Ritschl und Hermann Cremer/Martin Kähler (daneben tritt Franz Hermann Reinhold Frank), sodann durch den Gegensatz zwischen der religionsgeschichtlichen Schule (vor allem Ernst Troeltsch) und der modern-positiven Theologie (vor allem Reinhold Seeberg). Diesen „Ansätzen“, die sich im wesentlichen der differentiellen Akzentsetzung bei der Überlieferung bzw. bei der entwerfenden Subjektivität verdanken, ordnet Lessing „Schulen“ zu – und er schildert, inwiefern diese in Schulen ausgeprägten (systematischen) „Ansätze“ sich in der Arbeit der theologischen Einzeldisziplinen auswirken. Dadurch entsteht ein reiches Bild der Theologie zwischen dem Beginn des Kaiserreiches und dem Ende des Ersten Weltkriegs, das sich naturgemäß einer materialen Darstellung in diesem Rahmen entzieht. Insbesondere die flächendeckend-gleichmäßige Einbeziehung der nicht-systematischen Disziplinen (bis hin ins Kirchenrecht) jedoch bietet ein breites Panorama sonst in der Theologiegeschichte leicht vergessener oder wenig beachteter Theologen. Daß dabei auch Zuordnungsprobleme auftauchen, weil Schulgrenzen eben nicht dicht sind oder weil sich Disziplinen wechselseitig befruchten bzw. herausfordern, hat L. bewußt in Kauf genommen.

Allerdings drängt sich bei L.s Konzept auch eine ganze Reihe von Bedenken auf. Ob man sich guten Gewissens allein auf die deutschsprachige Theologie beschrän-